

Malereien im Verwahrhaus

Das Werk Julius Klingebiels (1904-1965)

THOMAS RÖSKE

Im Göttinger Verwahrhaus, heute als »Festes Haus« eine Maßregelvollzugseinrichtung des Niedersächsischen Landeskrankenhauses Moringen, sind die Wände einer 9,25 qm großen Zelle fast vollständig mit einer Vielzahl unterschiedlich großer Bilder, Figuren und Symbole bemalt (Abb. 1). Qualität und Komplexität der Ausgestaltung machen sie zu einem einzigartigen Werk sogenannter *Outsider Art*.¹ Ihr Schöpfer, Julius Klingebiel (1904-1965), saß in den 1950er Jahren an diesem Ort ein. Obgleich man davon ausgehen kann, dass er Inhalten bildliche Gestalt gegeben hat, die ihm wichtig waren, ist das Werk bis heute rätselhaft, zumal Erläuterungen nicht überliefert sind. Hier soll zusammengefasst werden, was bislang über die außergewöhnliche Raumausstattung bekannt und erschlossen wurde.

Ausgangspunkte liefern vor allem ein Aufsatz in einer volkskundlichen Fachzeitschrift von 1984², die Krankenakte aus der Heil- und Pflegeanstalt Wunstorf sowie Erinnerungen von Zeitzeugen.³ Außerdem haben sich Fotografien des Werkes seit den 1950er Jahren erhalten. Grund für das neuerliche

-
- 1 Siehe dazu zuletzt Maclagan, David: *Outsider Art: From the Margins to the Marketplace*, London: Reaktion Books 2009, und Russell, Charles: *Groundwaters. A Century of Art by Self-taught and Outsider Artists*, London/München/New York: Prestel 2011.
 - 2 Wehse, Rainer: »Populäre Bilderwelt aus visueller Überlieferung. Wandmalereien eines Schizophrenen«, in: *Volkskunst. Zeitschrift für volkstümliche Sachkultur*, 7. Jg., Heft 2 (Mai 1984), S. 20-23.
 - 3 Ich danke Dr. Dirk Hesse, Dr. Manfred Koller, Ehrhard Meyer, Dr. Raimond Reiter † und Prof. Dr. Andreas Spengler für Auskünfte über Fakten zum Leben Julius Klingebiels.

Interesse ist die ungewisse Zukunft des »Festen Hauses« und damit der Klingebiel-Zelle. Eine Gruppe von Wissenschaftlern um Andreas Spengler, darunter der Autor, bereitet ein Buch über die Ausmalung der Zelle vor, das im nächsten Jahr erscheinen soll. Außerdem wird eine gute Reproduktion des gesamten Raumes in Originalgröße vorbereitet, um ihn auch andernorts vorstellen zu können.

BIOGRAFIE

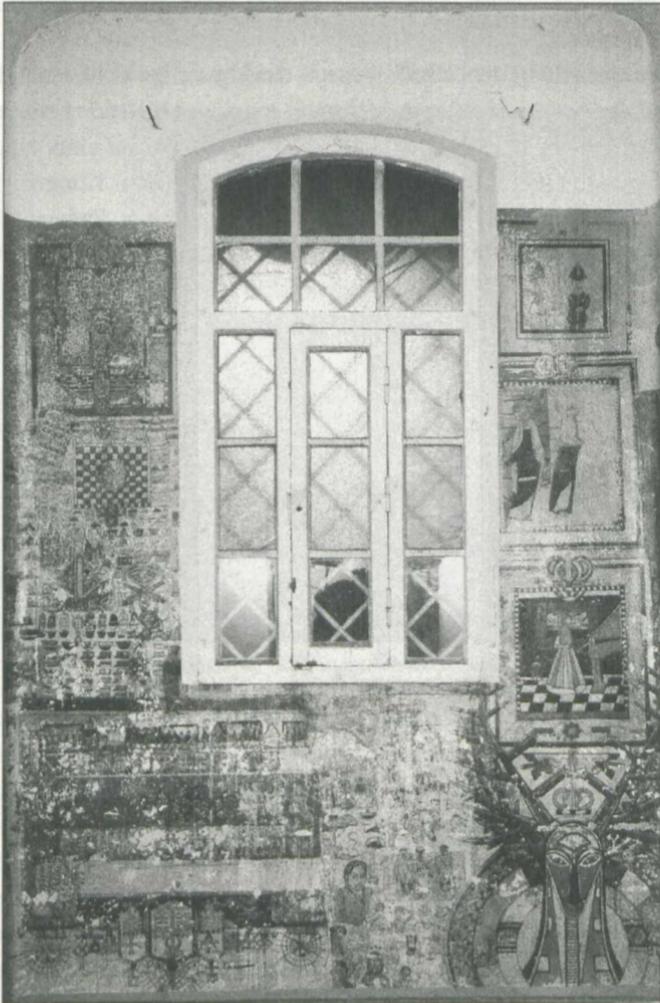
Julius Klingebiel wurde am 11. November 1904 in Hannover geboren⁴; von einer zeichnerischen Begabung ist nichts bekannt. Nach der Schule machte er eine Ausbildung zum Schlosser und arbeitete später beim Proviantamt der Wehrmacht. Seine Frau Luise, vormals Rosenberg, brachte einen Sohn aus erster Ehe in die Verbindung.

Nach Aussage der Ehefrau neigte Klingebiel zu Zornesausbrüchen, etwa wenn er die Nachbarn durch die Zimmerdecke hörte. 1939, nach einer Phase von Überarbeitung und dem Ausbruch des Krieges, wurde sein Verhalten auffällig. Er fühlte sich verfolgt, meinte, sein Vater und seine Frau wollten ihn töten, und Erfindungen, derentwegen er dreifacher Doktor sei und mit dem Führer sprechen müsse, sollten ihm abgesprochen werden. Am 3. Oktober 1939 sagte Klingebiel seiner Frau: »Lieschen, mach nicht das Fenster auf, wir sind alle tot, und oben im Haus ist der Vater, der hat das gemacht, aber der wird es büssen.« Als der 13-jährige Sohn aus dem Garten kam, beschuldigte er ihn zu lügen und würgte ihn. Seine Frau, die helfen wollte, drohte er ebenfalls zu würgen. Daraufhin wurde er noch am selben Tag als »gemeingefährlich« in die Nervenklinik Langenhagen gebracht und am 28. Oktober 1939 mit der Diagnose »paranoide Schizophrenie« in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt Wunstorf überstellt. Hier hörte er Stimmen seines Vaters und anderer von der Zimmerdecke, fühlte sich von dort beobachtet und bestrahlt. Zur Verhütung von »schweren geistigen Erbschäden« wurde Klingebiel am 26. Juli 1940 zwangssterilisiert. Wenig später, am

4 Stadtarchiv Hannover, EMK 341: Geburtsdatum des Melderegisters, später fälschlich mit 11.12.1904 in den Akten aufgeführt. Die Biografie folgt Angaben in der Wunstorfer Krankenakte Klingebiels im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann. 155 Wunstorf Acc. 2004/065 Nr. 00633. Die Göttinger Krankenakte ist vernichtet worden.

9. August 1940, überführte man ihn, »im Interesse der Sicherheit der Kranken und des Personals« der Wunstorfer Anstalt, »ungeheilt« in das Göttinger Verwahraus.⁵

Abb. 1: Fensterwand der Zelle Julius Klingebiels, 2011



Quelle: © Maßregelvollzugszentrum Moringen. Foto: H. Starosta, Göttingen 2012.

⁵ Ebd.: Anordnung des Wunstorfer Direktors vom 9.8.1940.

1940 kam es dort mit 95 Patienten zur höchsten Überbelegung von 175 Prozent. Bis zum August 1941 wurde das Haus jedoch mit drei »Verlegungen« vollständig geräumt – was für die meisten Tod im Rahmen der sogenannten »Euthanasie« bedeutete.⁶ Warum Klingebiel nicht zu den Opfern gehörte und wie lange er außerhalb des Verwahrungshauses untergebracht war, ist bis heute unklar. Spätestens Anfang der 1950er Jahre bezog er aber seine Zelle im ersten Obergeschoss des Hauses.

Mit der Gestaltung der Wände begann der ehemalige Schlosser gegen den Widerstand der Ärzte und Pfleger. Mehrmals musste er Malereien wieder entfernen, bis man ihn endlich gewähren ließ und schließlich sogar aktiv unterstützte. Grund für das Entgegenkommen war wohl vor allem, dass Klingebiel, wegen seiner häufigen emotionalen Ausbrüche ein »schwieriger« Patient, ruhig und konzentriert war, wenn er an seinen Wandbildern arbeitete (Abb. 2). Tatsächlich soll er die Malerei als Arbeit aufgefasst und einmal sogar vier Wochen »Urlaub« davon genommen haben. Darin dürften sich damals vorherrschende Wertungen seines Umfeldes spiegeln.⁷

Eigentlich erwartete man von Psychatriepatienten die Teilnahme an »arbeitstherapeutischen Maßnahmen« wie Tütenkleben. Dennoch in Anstalten entstehende Bilder und Zeichnungen wurden fast ausnahmslos vernichtet, künstlerische Tätigkeiten noch kaum wertgeschätzt. Ansätze dazu in den 1920er Jahren bei Walter Morgenthaler, Hans Prinzhorn und anderen Psychiatern⁸, nach NS-Zeit und Weltkrieg weitgehend vergessen, waren erst kurz zuvor wieder aufgenommen worden. Vor allem die Ausstellung »Psychopathological Art«, die

6 Kömen, Ursula: »... warum ausgerechnet K. und R. für eine Verlegung nicht in Frage kommen ...« – Die Heil- und Pflegeanstalt Göttingen: Rassenpolitik und innere Dynamik bei der Selektion der »T4«-Transporte«, in: Volker Zimmermann (Hg.), »Leiden verwehrt Vergessen« – Zwangsarbeiter in Göttingen und ihre medizinische Versorgung in den Universitätskliniken, Göttingen: Wallstein 2007, S. 55-80, hier S. 62 und S. 67-68. Opfer der »Verlegung« wurde auch Peter Zeiher, von dem Werke in der Heidelberger Sammlung Prinzhorn bewahrt werden, s. Röske, Thomas/Rotzoll, Maïke: »Peter Zeiher – Von Unglück zu Unglück, und traf mich ins Herz, so daß ich den Untergang fand«, in: Bettina Brand-Claussen/Thomas Röske/Maïke Rotzoll (Hg.), Todesursache: Euthanasie. Verdeckte Morde in der NS-Zeit, Heidelberg: Wunderhorn²2012 (im Erscheinen).

7 R. Wehse: Populäre Bilderwelt, S. 20.

8 Morgenthaler, Walter: Ein Geisteskranker als Künstler, Bern/Leipzig: E. Bircher 1921; Prinzhorn, Hans: Bildnerei der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung, Berlin: Springer 1922.

1950 im Psychiatrischen Zentrum Sainte-Anne, Paris, anlässlich des ersten internationalen Psychiatrie-Kongresses eingerichtet worden war,⁹ hatte bei einigen, zumeist jungen Psychiatern die Aufmerksamkeit geweckt. In Göttingen zeigte immerhin einer der Oberärzte, Hemmo Müller-Suur (1911-2001), irgendwann in den 1950er Jahren Interesse an der Klingebiel-Zelle und machte die ersten fotografischen Aufnahmen davon.¹⁰

Abb. 2: Porträt Julius Klingebiels in seiner Zelle, um 1955, Fotografie



Quelle: © Asklepios Fachklinikum Göttingen, Krankenhausmuseum.

⁹ Siehe dazu den Ausstellungskatalog *Psychopathological Art, International Congress of Psychiatry, Paris 1950*, sowie Volmat, Robert: *L'Art Psychopathologique*, Paris: Presses Univ. de France 1956.

¹⁰ Sie befinden sich heute in der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg.

Woher Klingebiel Malmittel erhielt, ist unklar. Anfangs soll er mit Erden gemalt haben, später muss er von Pflegern mit Farben unterstützt worden sein. Mit ihnen sprach er oft über die Inhalte seines Werkes. Zweifellos folgte Kreativität auch hier, wie sicherlich häufiger bei Psychatrieinsassen, dem Wunsch nach sinnvoller Tagesstrukturierung und nach Kommunikation.¹¹ Klingebiel veränderte die Wandgestaltung, wie ein Vergleich der Fotografien Müller-Suurs mit dem heutigen Zustand belegt. Es haben sich zudem einige Blätter mit Malereien in Wasserfarben erhalten, die ganz ähnliche Motive wie die Wandbilder zeigen.¹² Nach Berichten von Zeitzeugen¹³ hat Klingebiel etliche derartige Bilder geschaffen, verschenkt und möglicherweise veräußert.

Klingebiels künstlerisches Schaffen endete 1961, nachdem man 1960 begonnen hatte, ihm eines der Neuroleptika zu verabreichen, die gerade neu eingeführt worden waren. Die allgemeine Beruhigung durch die Medikamente erlaubte im Oktober 1963, ihn auf die »Hofstation« zu verlegen, eine Langzeitstation der damaligen Göttinger Psychiatrie, zu der das Verwahrhaus gehörte. Am 26. Mai 1965 ist Julius Klingebiel in der Göttinger Universitätsklinik verstorben.¹⁴

DIE WANDMALEREIEN

Alle Wände der Zelle sind mit Malereien ausgefüllt, nur einen schmalen Streifen Wand unter der Decke ließ Klingebiel ebenso unbemalt wie die Decke selbst. Nachstreichen dieser Partien in jüngerer Zeit hat einige über die Begrenzung hinausragende Bildelemente verdeckt. Andere Partien wurden zerstört, als man nach Klingebiels Tod für eine Fußbodenheizung den Boden anhub und eine sanitäre Anlage installierte, um den Komfort für die Bewohner der Zelle zu erhöhen.

11 Siehe hierzu Röske, Thomas: »Erich Spießbach – Ein Ausbruch in Kreativität«, in: Stiftung Schloss Friedenstein Gotha (Hg.), »Der dreifach diplomierte Idiot«. Das Phänomen Erich Spießbach (Katalog zur Ausstellung in Historischen Museum Gotha 2012), Gotha 2012, S. 47-103.

12 Die meisten der wahrscheinlich auf 1961 datierbaren Blätter sind publiziert in: Spengler, Andreas/Neuenhausen, Siegfried/Schlieckau, Lothar (Hg.): Elementarkräfte. Schaffen und Werk psychiatrieeerfahrener Künstler über 100 Jahre, Ausstellungskatalog Städtische Galerie KUBUS, Hannover/Bonn: Psychiatrie-Verlag 2010, S. 16-19.

13 Persönliche Mitteilung von Andreas Spengler 2012. Spengler führte 2011 im Rahmen des erwähnten Projekts Interviews mit Göttinger Pflegekräften.

14 Stadtarchiv Göttingen, Sterberegister (Recherche Raimond Reiter †).

Zum Schutz der Malereien trug man irgendwann einen klaren Lack auf, dessen Glanz und Vergilbung den Eindruck des Werkes heute beeinträchtigt. An der Fensterwand hat Feuchtigkeit über die Jahre Teile der Malerei abblättern lassen. Trotzdem ist der Gesamteindruck des Vielgestaltigen und Vielfarbigen noch überwältigend – und damit eine wesentliche Absicht des Malers erfahrbar.

Klingebiel hatte sich mit dem Bemalen der Wände den trostlosen kleinen Raum mit dem vergitterten Fenster nicht nur angeeignet und dabei die einsperrenden Wände für sich neu definiert; es war damit auch etwas Vorzeigbares entstanden, das andere in seiner Originalität und Komplexität staunen machte. Nicht selten wurden Besuchergruppen in diese Zelle geführt.

In der Geschichte der Kunst von Psychatrieinsassen gibt es wenig Vergleichbares. Die Sammlung Prinzhorn bewahrt das Foto einer Gestaltung aus dem Oktober 1906. Der ehemalige Schneider Gustav Otto Paterna (1870-letztmals erwähnt Heidelberg 1906) hatte im Oktober 1906 in der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg eine Fülle von ausgeschnittenen Pressebildern und -texten zusammen mit Streifen aus Marginalspalten von Zeitungen zu einem hausartigen Gebilde mit Speichel auf die Wand geklebt.¹⁵ Am bekanntesten ist die »Sixtina« von August Walla (1936-2001) im *Haus der Künstler* auf dem Gelände der Österreichischen Landesanstalt Maria Gugging bei Wien. An ihr hat der Künstler von 1983 bis zu seinem Lebensende gearbeitet, Komposition und Bildinhalte unermüdlich verändernd.¹⁶ Wie wir aus Krankenakten wissen, drängten auch andere Anstaltsinsassen zu malerischer Aneignung ihrer nächsten Umgebung (getreu dem Sprichwort: »Narrenhände beschmieren Tisch und Wände«). Doch hat man sie selten gelassen. Bildschmuck wurde höchstens in den gemeinschaftlichen Tagesräumen Platz eingeräumt. Die klaren Wandabgrenzungen der Internierungsbereiche sollten für gewöhnlich nicht angetastet werden.

Wir wissen nicht, welche Modelle Klingebiel für sein Werk im Sinn hatte. Wandgestaltung ist eine wesentliche Aufgabe der Malerei seit der Antike, sogar seit prähistorischer Zeit. Auch in den 1950er Jahren gab es zahlreiche namhafte Künstler, die sich dieser Aufgabe stellten, wie Max Ernst oder Joan Miró. Doch scheint der Insasse des Göttinger Verwahrauses sich eher an oft reproduzierten

15 Fotografie, Sammlung Prinzhorn, Heidelberg, Inv. Nr. 1772/3. Vgl. Jádi, Inge (Hg.): Hans Prinzhorn und Arbeiten von Patienten der Heidelberger Klinik aus der Prinzhorn-Sammlung, Ausstellungskatalog, Heidelberg: Hemer 1986, S. 40.

16 Roth, Gerhard: »August Wallas Zimmer«, in: Weltenwandler. Die Kunst der Outsider, Ausstellungskatalog Schirn Kunsthalle Frankfurt a.M., Ostfildern: Hatje 2010, S. 171-174.

klassischen Beispielen barocker Kunst orientiert zu haben, wie der *Galleria Farnese* in Rom, ausgemalt 1596-1608 von den Gebrüdern Caracci und ihrer Werkstatt. Wie hier mischte er zwei Arten der Wandgestaltung: eine illusionistische Malerei, welche die Wandfläche scheinbar negiert, und abgesetzte Bildfelder (*Quadri Riportati*), die vorgeben, gerahmte Tafelbilder oder Leinwandgemälde zu sein. Es ist allerdings keine übergreifende Ordnung zu erkennen, nur das Setzen von Schwerpunkten. Während die eine große Wand vor allem rechteckige Bildfelder zeigt (Abb. 4), wird die andere dominiert von einer ungegenständlichen, nahezu symmetrischen gerundeten Komposition mit einer verwirrenden Vielzahl kleiner Fahnen und Abzeichen, zwischen denen Figuren, Fahrzeuge und Waffen auftauchen (Abb. 3).

Anregungen für die einzelnen Motive sind sicherlich eher in populärer Bildkultur als in der Kunstgeschichte zu suchen.¹⁷ Das erleichtert das Aufspüren subjektiven wie objektiven Sinns nicht. Trotzdem sollte man sich nicht vorschnell davon zurückziehen mit Verweis auf eine krankheitsbedingte »Verstehensgrenze« (Jaspers) und angebliche »Merkmale schizophrener Bildnerie« (Rennert, Navratil).¹⁸ Zudem ist zu bedenken, dass die Äußerungen von Anstaltsinsassen nicht nur an Erinnertes und Inhalte ihrer psychischen Ausnahmeerlebnisse anknüpfen, sondern oftmals auch auf ihre aktuelle Situation reagieren. Für alle bedeutete die Internierung als psychisch krank einen traumatisierenden Lebenschnitt.

Auch Klingebiel dürfte sich durch seine Psychiatisierung radikal entwertet gefühlt haben, nachdem er offenbar ohnehin schon unter einer übermächtigen Vaterfigur litt. So ist leicht nachzuvollziehen, dass es ihm in den kleinteiligen Partien seiner Malerei darum ging, sein Wissen über zeitgeschichtlich wichtige Personen und Ereignisse sowie seinen Erfindergeist auszubreiten und dafür eine eigenständige Ordnung zu schaffen. Sprechender Ausdruck dieser Haltung ist die große symmetrische Komposition, die an ein Zahnrad oder ein überdimensioniertes Steuerruder erinnert (Abb. 3). Man kann sich gut vorstellen, wie

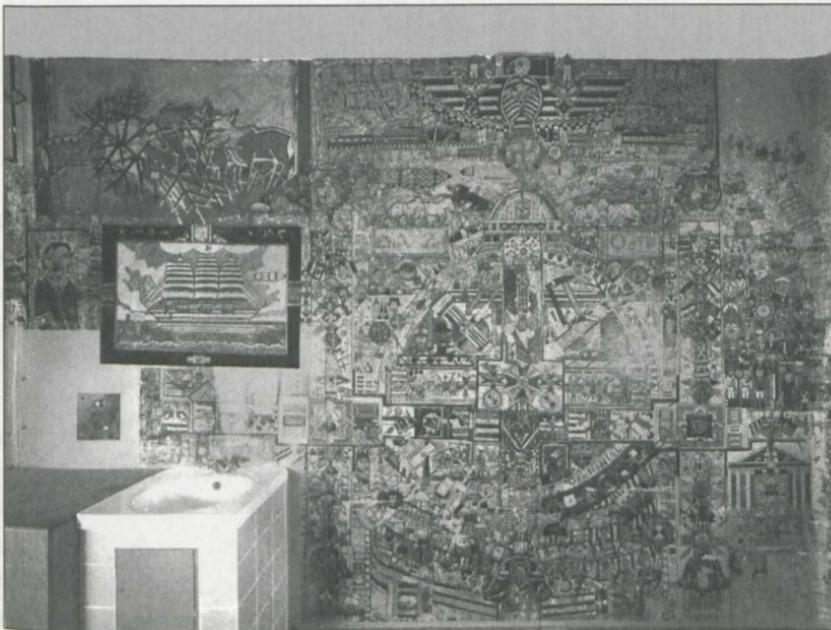
17 So schon R. Wehse: Populäre Bilderwelten.

18 Zur Kritik an Leo Navratils Buch *Schizophrenie und Kunst* (1965) siehe Röske, Thomas: »Die Psychose als Künstler. Leo Navratils ›Schizophrenie und Kunst‹ – eine Kritik«, in: Georg Theunissen (Hg.), *Außenseiter-Kunst. Außergewöhnliche Bildnerien von Menschen mit intellektuellen und psychischen Behinderungen*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2008, S. 103-117; zur Kritik an Helmut Rennerts Buch *Merkmale schizophrener Bildnerie* (1962) vgl. Röske, Thomas: »Zwischen Krankheitssymptom und Kunst – Werke von Psychiatrie-Erfahrenen«, in: *Forum der psychoanalytischen Psychosentherapie* 25 (2012) (im Erscheinen).

Klingebiel vor dieser Wandpartie Pfleger, Ärzte und seltene andere Besucher durch seine Bildwelt navigierte, die zahlreichen Zeichen und Symbole, Personen und technischen Geräte erläuternd.

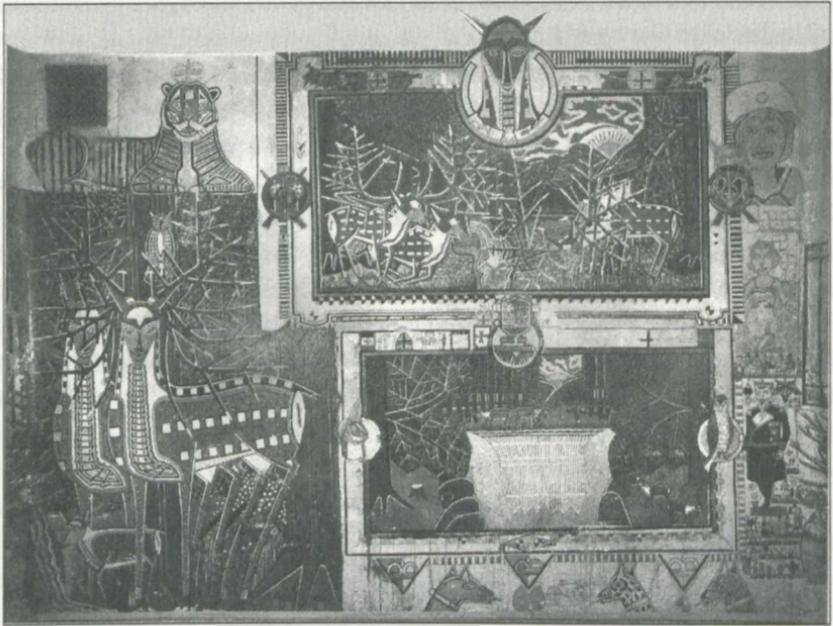
Demgegenüber zeigen die meisten gerahmten Bildfelder und großformatigen Figuren Idealisierungen, die leicht als Kompensation für die Beeinträchtigung von Klingebiels Selbstgefühl durch die erlittene Zwangssterilisierung und die Scheidung von seiner Frau (am 29. Mai 1941), die ihm auch das angenommene Kind entzog, zu erkennen sind. Die weiblichen »Porträts« soll der Maler selbst als Darstellung seiner »Nutten« bezeichnet haben, in einer typisch chauvinistischen Abwertung begehrter Weiblichkeit zum bloßen Sexualobjekt – sicherlich auch provoziert durch die Tatsache, dass das Publikum der Malereien zu Klingebiels Zeit wohl ausschließlich aus Männern bestand. Die dominierenden Hirschbilder (Abb. 4) lassen nicht nur an »Druckgraphik vom Typ »Röhrender

Abb. 3: Wand der Zelle Julius Klingebiels, 2011



Quelle: © Maßregelvollzugszentrum Moringen. Foto: H. Starosta, Göttingen 2012.

Abb. 4: Wand der Zelle Julius Klingebiels, 2011



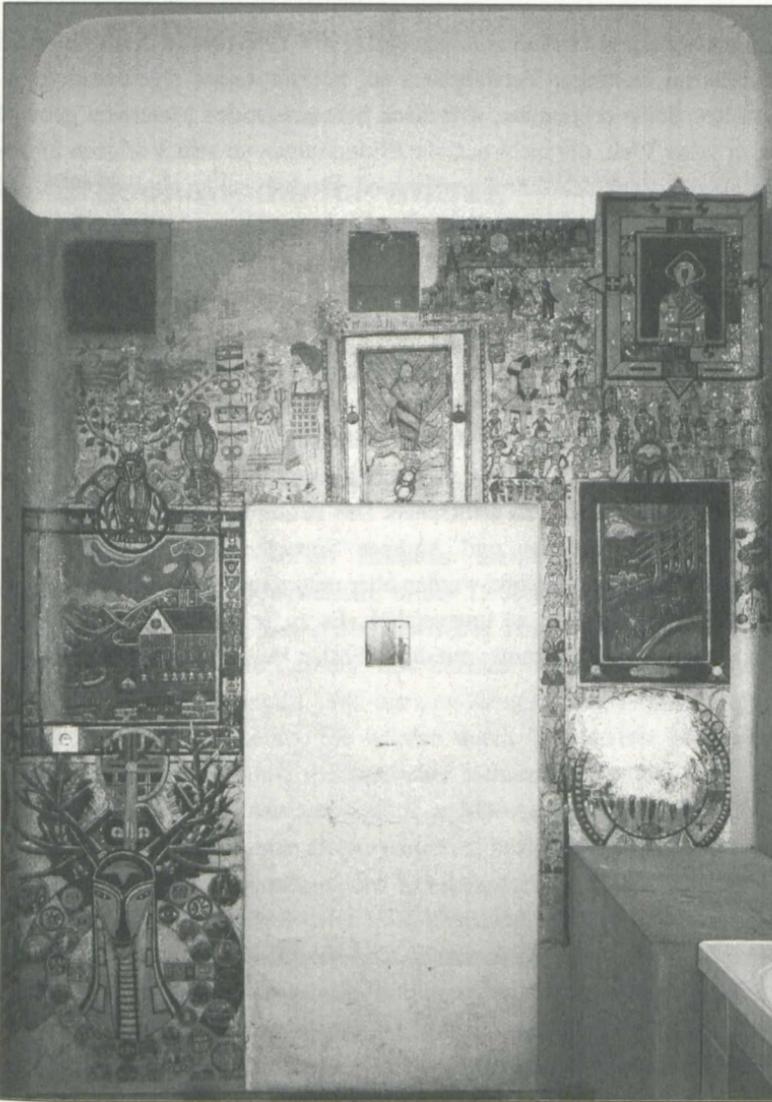
Quelle: © Maßregelvollzugszentrum Moringen. Foto: H. Starosta, Göttingen 2012.

Hirsch bei Sonnenuntergang vor Alpenkulisse« und Archetypen denken.¹⁹ In den meisten sind Böcke, Kühe und Kälber zu unterscheiden, also Familienverbände dargestellt. Auffällig ist das hypertrophe Geweih der meisten Böcke, das Überbetonen ihres männlichen Attributs. Manchmal laden die monströsen Verästelungen der Horngebilde so weit aus, dass ihre Struktur das Bild ornamental dominiert – eine originelle Feier von Virilität.

Ein großer Hirschkopf neben der Tür (Abb. 5) trägt zusätzlich ein Kreuz auf dem Schädel; auf einer der Papierarbeiten krönen Geweih und Kreuz einen Kirchturm. Klingebiel war zwar evangelisch-lutherisch getauft, die Legende des Heiligen Hubertus, der durch einen Hirsch mit Kruzifix im Geweih bekehrt wurde, könnte ihm gleichwohl vertraut gewesen sein, sei es durch einen Schützenverein, sei es durch die Werbung für einen schon damals bekannten Kräuterlikör. Im Kontext der anderen Hirschbilder wirkt das Kreuz allerdings vor allem wie eine zusätzliche Erhöhung phallischer Macht.

19 R. Wehse: Populäre Bilderwelten, S. 23.

Abb. 5: Türwand der Zelle Julius Klingebiels, 2011



Quelle: © Maßregelvollzugszentrum Moringen. Foto: H. Starosta, Göttingen 2012.

ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Der ehemalige Schlosser Julius Klingebiel (1904-1965) hat in den 1950er Jahren seine Zelle im Göttinger Verwahrhaus auf beeindruckend eigenständige Weise ausgestaltet. Seine originellen, ästhetisch herausragenden Malereien geben Einblicke in seine Welt, die nicht nur aus Erinnerungen an sein Vorleben und seine psychischen Ausnahmeerfahrungen bestand, sondern zu der auch die Realität des zwangssterilisierten und lebenslänglich internierten Bewohners einer kaum zehn Quadratmeter messenden Zelle gehörte. Offenbar reagierte er wesentlich auf diese Lebenssituation, wenn er sich und anderen mit seinem Werk zeigte, dass er ein Mensch mit beeindruckendem Vorrat von Wissen und Phantasie war sowie ein Mann, der sich nach Potenz, Frauen und Familienglück sehnte.

Die Malereien geben damit stellvertretend allen Leidensgenossen eine Stimme, mit denen die Gesellschaft damals nicht anders zu verfahren wusste. Deshalb ist es wichtig, ihre Kenntnis zu verbreiten und ihre Entwicklung, ihre Struktur und ihre Inhalte näher zu erforschen. Das zusammen mit Dirk Hesse, Manfred Koller, Erhard Meyer und Andreas Spengler geplante Buch und die Reproduktion in Originalgröße werden aber naturgemäß nur Annäherungen bieten können. Das Original ist unersetzlich. Es zu retten sollte keine Mühe gescheut werden, was auch immer mit dem »Festen Haus« geschieht.